

# **Das Volk und sein Führer**

## **Über Leistungen und Grenzen der Hitler-Biographie von Ian Kershaw**

IAN KERSHAW: Hitler. 1889–1936. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1998. Übersetzt von Jörg W. Rademacher und Jürgen Peter Krause. 976 Seiten, 88 Mark.

Als Anfang der neunziger Jahre bekannt wurde, daß der britische Historiker Ian Kershaw an einer Hitler-Biographie arbeite, war man erstaunt. Daß dieser ausgewiesene Gesellschaftshistoriker die Seite wechseln und zum Biographen Hitlers werden wollte, mußte überraschen. Der erste Band liegt nun vor, und die Reaktionen sind außerordentlich positiv. Als die „bedeutendste zeitgeschichtliche Publikation der vergangenen zehn Jahre“ wurde es begrüßt, als „bewundernswerte Leistung“, derjenigen der Hitler-Biographen Bullock und Fest ebenbürtig, wenn nicht überlegen.

Vergleicht man Kershaws Buch mit demjenigen von Joachim Fest aus den frühen siebziger Jahren, so treten die Unterschiede schnell vor Augen. Fests Arbeit glänzte stilistisch und durch die atmosphärisch dichte Beschreibung des Milieus ebenso wie durch seine Beobachtungen zur Psychologie des Diktators. Fests Perspektive war die seiner Herkunft und Generation: Wie hatte das gebildete deutsche Bürgertum einem solchen Mann nur auf den Leim gehen können. Fests Antwort bestand in der Herausarbeitung der negativen „Größe“ Hitlers, dessen suggestiver Kraft das in seinen Grundwerten erschütterte Bürgertum ebensowenig hatte widerstehen können wie andere Schichten – die Katastrophe wird durch die Stärke des Verführers und die Schwäche der Verführten erklärt.

Kershaw versucht, diese Blickrichtung umzudrehen. Dabei ist seine Ausgangsfrage ähnlich: Wie konnte ein Mann, dessen persönliche Eigenschaften „kaum vorbildlich, erhebend oder bereichernd“ waren, eine „so gewaltige historische Wirkung entfalten, daß die gesamte Welt den Atem anhielt?“ Diese Frage zielt nicht auf Hitlers Persönlichkeit, sondern auf das Wesen seiner Macht; zur Erklärung dieser Macht, so Kershaw, müsse man „in erster Linie auf die anderen und nicht auf Hitler selbst schauen“.

Dies gelingt, jedenfalls in der ersten Hälfte, auf eindrucksvolle Weise. Drei Vorzüge sind besonders hervorzuheben: Kershaws Darstellung hat die erheblichen Fortschritte, die von der historischen Forschung in den vergangenen beiden Jahrzehnten erreicht wurden, verarbeitet und integriert. Dadurch ist das Buch präzise bis ins Detail und straft alle Lügen, die seit jeher überzeugt sind, über „die Fakten“ wisse man alles. Das Buch steht zweitens analytisch auf

hohem Niveau; es ist drittens bemerkenswert gut geschrieben: wohltuend pragmatisch, unaufgeregt, kühl und zuweilen etwas ironisch.

Kershaw zeichnet den jungen Hitler als einen unter Zehntausenden: durchaus begabt, aber ohne besondere Fähigkeiten, nicht ohne eigene Schuld in schwierigen sozialen Verhältnissen; ein Tagedieb, dessen großartige Lebensentwürfe nicht aufgehen und der sich wie viele andere in Ressentiments und utopische Erwartungen flüchtet. Wie fast alle aus seiner Umgebung gerät er fast unumgänglich in das in Wien nach der Jahrhundertwende immer stärker dominierende deutsch-völkische Milieu, ohne eigentlich politisch engagiert zu sein. „Alldeutsch“ und „antisemitisch“ zu sein, ist hier nichts Besonderes, ist eher eine Haltung als eine politische Meinung.

### **Vom Sonderling zum Starredner**

Und auch als Soldat an der Westfront ist Hitler einer wie hunderttausend, wenngleich ein rechter Sonderling, der von den Kameraden eher gehänselt als bewundert wird. Es gelingt Kershaw, das von Hitler – in „Mein Kampf“ und später immer wieder – geprägte Bild seines Werdegangs als falsch, geschönt und auf Wirkung formuliert zu decouvrieren. All die Legenden – vom blinden Soldaten in Pasewalk, in dem der Entschluß reift, „Politiker zu werden“, bis hin zum legendenhaften antijüdischen Erweckungserlebnis – bleiben auf der Strecke. „Triumph des Willens“ – reine Selbststilisierung; sogar der Begriff stammt von Hitler, nicht von Riefenstahl.

Was bleibt, ist ein ziemlich prosaisches Bild eines sozial Gescheiterten im Dunstkreis des rechten Milieus, der sein eigenes Erleben und das Schicksal des ganzen Landes direkt aufeinander bezieht, beherrscht von wilden Ressentiments gegen diejenigen, die er für das eigene Elend und das der Nation verantwortlich hält; erfüllt von ziellosem Tatendrang. Hitler glich, so schrieb sein „Entdecker“, der Reichswehr-Hauptmann Karl Mayr später, „einem müde streunenden Hund, der nach einem Herrn suchte“. Den fand er – in der Propagandaabteilung der Bayerischen Reichswehr.

Zu Kershaws eindrücklichsten Schilderungen gehört die, wie Hitler in kurzer Zeit vom deprimierten Sonderling aufsteigt – zunächst zum Unikum mit einer besonders „großen Goschn“, dann zum Starredner der Propagandaabteilung und schließlich zum gefeierten Bierkelleragitor. Hitlers außerordentliche Fähigkeiten als Redner erhalten bei Kershaw einen neuen Stellenwert. Sie erklären seine exzeptionelle Rolle in diesen Jahren, beschreiben

ein Kernelement seiner politischen Karriere. Hitler wird in München als der unmittelbare Ausdruck der Empfindungen der Massen wahrgenommen; als von politischen Kompromissen freier Sprecher der Entrechteten.

Hitlers Methode ist einfach: Er orientiert sich am Beifall. Das, was die Leute am lautesten bejubeln, verkündet er am heftigsten. Er sagt nichts anderes als die anderen deutsch-völkischen Radikalen, aber er sagt es besonders ungezügelt, radikal und wild. Am meisten tobten die Leute, wenn er so über die Juden spricht. Also spricht er mehr, bald nur noch über die Juden, und die Leute werden immer begeisterter. So wird er zum Experten für die „Judenfrage“. Er funktionierte wie ein Empfänger und Verstärker der von ihm erspürten Erwartungen. Je länger er so auftritt und je größer sein Erfolg wird, desto mehr hält er das unablässig Propagandisierte für seine eigene Überzeugung. Und es ist auch der immer weiter anschwellende Beifall, der ihn glauben macht, er müsse etwas Besonderes sein: der von ihm zunächst nur angekündigte „Führer“ höchstselbst.

Die innere Leere, die sich über die Zustimmung und Begeisterung der Massen füllt, dieser Primat des bloß Propagandistischen tritt immer wieder auf: beim tage- und wochenlang untätig umherlungenden „Führer“ ebenso wie bei dem späteren Diktator, der energisch und zielbewußt nur dann wirkt, wenn er die nächste Rede hält; im Wahlkampf oder bei Parteitagungen oft viele an einem Tag. Das ist seine Sache, dabei kommt er zu sich.

Die andere Seite, das entzückte Publikum zunächst in Süddeutschland, dann überall, wird hingegen nur im ersten Teil des Buches plastisch. Die stärksten Parteien sind die Schilderungen der rechtsradikalen Szene in München nach dem Kriege, dieses Gemisch aus Vaterländischen Verbänden, Wagner-Verehrern, Schlägerbanden und völkischen Spinnern. Niederlage, Räterepublik und Versailles: Nicht die Vorhersagen der Demokraten und Linken, wie sie sich noch in den milden Friedensplänen des amerikanischen Präsidenten zu verwirklichen schienen, waren eingetroffen, sondern die der radikalen Rechten. Revolution und Friedensdiktat wirkten wie empirische Bestätigungen des zuvor nur von den Alldeutschen und den Völkisch-Radikalen für möglich gehaltenen.

Je schlimmer die Lage, desto heftiger blühten die Verschwörungstheorien und der Antisemitismus. Die traditionellen Honoratiorenpolitiker der Rechten konnten mit dieser Lage, die sie doch begünstigte, nicht viel anfangen; hier erwies sich ein Hitler als die modernere Variante des Nationalismus: jünger, radikaler und skrupelloser. Er setzte allein auf die Massen, auf Propaganda, Aktionismus und Organisation, nicht auf Verbände, Vorstände

und Programmdebatten. Und er machte keine Kompromisse. Daß er nicht abwägte, sondern immer Vabanque spielte, blieb sein Erfolgsrezept, als Parteiführer wie als Diktator, in der Innen- wie in der Außenpolitik. Das machte ihn für die anderen, die Rücksichten nehmen mußten und wollten, unausrechenbar. Indem er jedesmal Krieg und sogar den eigenen Untergang riskierte, machte er seine verantwortungsgebeugten Gegenspieler wehrlos. Von diesem Vorsprung zehrte er lange.

Die zwanziger Jahre beschreibt Kershaw vor allem als Wechselverhältnis zwischen Agitator und Bewegung. Der anschwellende Beifall gilt der Rolle Hitlers: des Mannes aus dem Volke, der die Gabe besitzt auszudrücken, was die anderen fühlen. Nach seiner Haft in Landsberg wird Hitler immer mehr zum Produkt Wandlung zum „Führer“, der das, was er in „Mein Kampf“ zusammenstellt und was die gängigen Passagen seiner Rede zusammenfaßt, für seine eigene „Weltanschauung“ hält.

### **Die Führerwerdung**

Je weiter aber der Kreis seiner Bewunderer wird, je größer Hitlers Einfluß und Bedeutung werden – zunächst in der „Bewegung“, ab 1928/30 zunehmend in der allgemeinen Wählerschaft –, desto schwieriger wird es für den Biographen, seinen Ansatz durchzuhalten. Kershaw beschreibt die Begeisterung, die nach 1933 einen erheblichen Teil der Bevölkerung, wenn nicht gar die Mehrheit, erfaßt. Aber er vermag sie nicht wirklich zu erklären.

Zu Beginn verwendet er Max Webers „charismatische Herrschaft“ – aber der Begriff erklärt ja noch nichts. Wollte er, wie angekündigt, die Motive und Formen dieser bisweilen religiöse Formen annehmenden Verehrung im einzelnen untersuchen, wird er im Blick auf Hitler nicht viel ausrichten können. Die Ausblicke in die Gesellschaft sind zwar interessant, doch bleiben sie illustrierende Streifzüge. Zu einer systematischen Untersuchung der Wirkungsweise dieses Zustimmungsverhältnisses in der Gesellschaft ist in einer Biographie kein Platz. Und es wird fraglich, ob die „charismatische Herrschaft“ mehr ist als ein Ersatzbegriff für schwer erklärbare und nur bedingt generalisierbare Beziehungen zwischen Herrscher und Beherrschten – eine Erklärungssimulation.

Bei Kershaw treten diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die die Demokratie früh bekämpften, verständlicherweise dann erst ins Blickfeld, wenn sie mit Hitler in Kontakt kommen. Zwar weitet Kershaw seinen Blick an vielen Stellen so, daß es eine biographische

Erzählung fast sprengt. Aber das Dilemma bleibt bestehen. „Hitlers Macht“ gründete sich nicht zuletzt darauf, daß die Unternehmer und die Ministerialbeamten, die Großlandwirtschaft und die Reichswehrführung seit dem Kriegsende und dann verstärkt wieder seit 1926 auf die „Reichsreform“ drängten: auf die Abschaffung der parlamentarischen Demokratie, auf die Errichtung einer autoritären Regierung, die ihnen die Arbeiterbewegung und den Versailler Friedensvertrag vom Halse schaffen sollte. In einer Biographie kann man das kaum darstellen, auch wenn sie von Hitler handelt. Die Intellektuellen an den Universitäten, die rechtsradikalen Studenten, die in den Weimarer Jahren schon zu drei Vierteln „völkisch“ dachten und fühlten und dann vor allem nach Kriegsbeginn in die Spitzenpositionen des Regimes einrückten, sie treten gar nicht auf, denn Hitler hatte mit ihnen nichts zu tun.

Augenfällig wird dieses Problem in den Passagen über die nationalsozialistische „Judenpolitik“ nach 1933. Kershaw beschreibt die Radikalisierung der antijüdischen Maßnahmen, untersucht das stets anzutreffende Verhältnis von „wildem“ antisemitischem Aktionsverlangen an der Parteibasis einerseits und dem beschwichtigenden Entgegenkommen von Parteispitze und Behörden durch erneut verschärfte Maßnahmen gegenüber den Juden andererseits. Die Wirkungsweise dieses Wechselverhältnisses beschreibt er genau – aber wie kommt es, daß der Antisemitismus, der bis 1933 auf die „Bewegung“ und ihre Anhänger begrenzt war, nach der nationalsozialistischen Machteroberung eine solche Dynamik erhielt? Und warum gibt es gegenüber den Juden keine Abbremsung, nachdem das erste Mütchen gekühlt ist, wie gegenüber den Kommunisten und Sozialdemokraten? Als Vorgeschichte des Judenmords bleibt die hier beschriebene Entwicklung bis 1936 erratisch.

Im letzten Kapitel versucht Kershaw herauszuarbeiten, wie die innere Struktur dieser Diktatur beschaffen war, die einen Herrscher an der Spitze trug, der nicht professionell zu regieren verstand. Das Regime funktionierte gleichwohl. Große Teile der Partei wie der Verwaltungsspitze, seit 1934 auch der Reichswehrführung, die sich Hitler und seinen Spießgesellen durch ihre Unterstützung der Mordaktionen an der SA-Führung ausgeliefert hatte, handelten auch ohne Führerbefehl. „Dem Führer entgegenarbeiten“, so hatte es ein NS-Funktionär formuliert; und noch deutlicher hat es Rudolf Heß 1933 ausgedrückt: Jeder müsse mit den Augen des Führers sehen lernen. Das bezeichnet in der Tat ein wesentliches Element der Wirkungsweise von „Hitlers Macht“.

## **Dem Führer entgegenarbeiten**

Erklärt es sie auch? Und ist diese prospektive Imagination des Führerwillens etwas NS-Spezifisches? Die tiefe Traumatisierung der deutschen Gesellschaft durch Niederlage und Nachkriegszeit konstituierte offenbar die Bereitschaft zur Unterwerfung unter den, der die Schande tilgte. Hier liegen Ansätze der Erklärung einer solchen Beziehung zwischen Volk und Führer; sie werden im Buch nur angedeutet.

Solche Fragen treten im Verlaufe der Lektüre in den Vordergrund; ja, sie werden durch dieses Buch überhaupt erst formulierbar. Denn Kershaw arbeitet seinen Ansatz – Biographie plus Gesellschaftsgeschichte – so weit aus, daß am Ende auch dessen Grenzen klar vor Augen stehen. Kershaws Hitler-Biographie, die den Diktator als Produkt der Gesellschaft beschreibt, die er dann beherrscht, ist ein Kompromiß. Er geht nicht vollständig auf, weil der Blick auf Hitler nur Ausschnitte der gesellschaftlichen Wirklichkeit entdecken kann, die ihn ermöglicht hat. Das Erkenntnispotential, das in einer Hitler-Biographie liegt, hat Ian Kershaw ausgeschöpft. Es ist erheblich. Weiter als Kershaw wird man nicht kommen. Er ist an die Grenze gegangen.

ULRICH HERBERT

Der Rezensent lehrt Geschichte an der Universität Freiburg